

4359

The heel, Anacharsis Cloots 2004,

Von Kollateralschäden und der Orientierungslosigkeit im Pulverdampf

VORWEG EIN DANK: Ich finde die Sichtung und Zusammenstellung wichtiger Kommentare zu Sankt Pölten von Michael Brinkschröder in WeStH 3/2004 (Das neue homosexuelle Image des Priesters, S. 246-267) sehr hilfreich. Neben viel Klugem und Wahrem, das dort zu lesen war, ist mir daran aber auch einiges klar geworden, das mich traurig machte und – beinahe – stumm.

Die Übereinkunft zweier Lehrämter?

Da ist zunächst der Ton, der die Musik macht. »... scheiden sich die Geister zwischen der klerikalen Theologie, wie sie nicht zuletzt von vielen homosexuellen Priestern vertreten wird, die den Ehrentitel ›schwul‹ in der Regel nicht verdienen und auch keinen Wert darauf legen ...« Amen. Spricht hier ein Lehramt, das Zugehörigkeiten zu- oder abspricht? Nein, natürlich nicht; Es spricht zunächst – berechtigter! – Zorn über Doppelmoral und Lasten, die anderen aufgebürdet und selbst nicht getragen werden. Schreibt der taz-Autor Reichert nicht recht treffend: »Diese Tarnkappenpriester beschädigen nicht nur den Ruf des ›Priesteramtes‹, sondern auch der Homosexuellen«. Es ist uns zwar neu, dass die taz sich um den Ruf des Priesteramtes sorgt, aber immerhin, wer kann dieses Gefühl von Verrat nicht nachempfinden? Wer verstünde den Zorn nicht?

So verständlich er ist, im Zorn geht der kluge Gedanke von »nicht-homosexuellen Homosexuellen« dann unter in der allgemeinen Sprachregelung, »verdrängte Homosexualität« sei eine der wesentlichen Ursachen für die sich häufenden Skandale und den desaströsen Zustand von Amt und Hierarchie. Nun, den Heteros sehe ich ja manche Diagnose nach. Aber mal ehrlich: Ist der homophil wirkende Männerbund, der verkorkste Schwule anzieht, nicht ein wenig abgelutscht, wenigstens für uns selbst? Selbstkontrolle:

Liebe Leser und – soweit die Fantasie reicht – liebe Leserinnen. Stellt Euch eine größere Ansammlung real existierender Kleriker vor. Wirklich »homophile« Anziehung? Nicht eher die grauen Männer aus Momo und ungefähr der erotische Prickel, den Bilder von Kadersitzungen mit sozialistischem Bruderkuss auslösen?

Spiegeln die komplexen Persönlichkeiten von nicht wenigen Klerikern nicht eher ein Bündel von Ursachen, warum Amt und Hierarchie anziehend sind für schwache Persönlichkeiten? Intransparente, absolutistische Machtausübung, die ein Gestrüpp von sich stützenden persönlichen Interessen und Abhängigkeiten schafft. Dementsprechende schnelle gesellschaftliche Aufstiegschancen, die ein gewisses Maß an Wohlverhalten, nicht aber Leistung, Wettbewerb oder Kompetenz zur Voraussetzung haben.¹ Die Möglichkeit, sich ständig zu verstecken in einem System intransparenter Verantwortungsverflechtung, das selbst für den Fall offensichtlichen Versagens noch Strategien der Selbstimmunisierung bereithält, »Bubenstreiche«, »Weihnachtskuss«, der »Individualismus«, die »Säkularisation«, das »Opfer« usw. Und bisher die Möglichkeit, Unmengen Geld in Institutionen einzudampfen, um sich Denkmäler zu setzen. Vielleicht sollten wir zur Kenntnis nehmen, dass Menschen, die primär angezogen werden von diesem ganzen Bündel an Fremdstabilisierungen, den Bezug von homosexuellen Handlungen zu einer homosexuellen Identität deshalb leugnen, weil es ihn nicht gibt. Erfüllt instrumentell-gelebte Sexualität im Machtapparat eines patriarchalen Männerstandes nicht eher vielfältige Funktionen? Persönliche Stabilisierung durch Druckausgleich, Ausfüllen der emotionalen Leere, Ausbalancierung sozialer Ordnungen von Macht und Unterwerfung, von Zugehörigkeit und Ausschluss ... Wenn es überhaupt um Erotik geht, dann um die der Macht.

Die Sprachregelung, »schwache und unreife homosexuelle Charaktere« seien das Problem, hat eine politische Dimension im Spiel um die Reform. Zunächst werde ich als schwuler Priester damit nicht ganz unerfolgreich mundtot gemacht, das merke ich derzeit allerorten, im Gespräch mit liberalen Katholikinnen, mit durchaus kritischen Klerikern, ich spüre es zwischen den Zeilen in der WeStH ... Nie zielt es natürlich direkt auf mich. Aber es lässt mich langsam verstummen. Dabei könnte dieser uneingestandene Konsens zwischen autoritären Hardlinern, die wollen, dass sich nichts bewegt, und liberalen Kräften, welche das ganze klerikale Modell in Frage stellen, doch nachdenklich machen. Es ist nicht Larmoyanz, die mich den erstaunlichen Konsens hier konstatieren lässt, auch wenn es sich in solchen Momen-

¹ Erstaunlich an der Empörung über schwule Seilschaften, wenn es sie denn gäbe, wäre ja nicht, dass es sie gäbe, sondern erstaunlich ist das Erstaunen und die Empörung derer, die aus ihrer eigenen Karriere und ihrem Umfeld wissen müssten, dass primär die unterschiedlichsten Interessen und persönlichen Bekanntschaften – böswillig eben Seilschaften genannt – seit jeher in der Kirche für Karrieren sorgen.

ten zwischen den Gräben recht einsam anfühlt als schwuler Priester, der nun nicht mehr weiß, ob er den »Ehrentitel« »schwul« noch verdient, obwohl er doch bisher glaubte, es gehöre zu seiner Identität. Mir geht es darum: Diese Sprachregelung und Fehldiagnose bestätigt bei den Hardlinern ein praktisches Vorurteil und entlastet liberale Kräfte vom Druck, sich mindestens für uns Schwule – ich fürchte aber die Lesben werden in Sippenhaft genommen – einsetzen zu sollen. Denn wir sind ja nun wieder selbst schuld. Es ist die Frage, ob wir dagegen viel tun können. Wenigstens könnten wir aber verhindern, dass unser Sprachgebrauch unter uns Gräben der Entsolidarisierung aufwirft. Und, um mit Erich Kästner zu reden: »Nie sollst Du so tief sinken, von dem Kakao, durch den man dich zieht, auch noch zu trinken.«

Der Klischee-Zölibat und die Glaubwürdigkeit

Reichert fährt fort: »Die katholische Kirche ist ein Rückzugsort für Homosexuelle, die sich den Identitätsangeboten der schwulen Szene verweigern ...« Darf man das? Empörend, Anathema!

Und wieder, bei der Definition dessen, was der Zölibat bedeutet, Einigkeit! Der Schwur engelgleicher Asexualität. Für die einen, weil sie so zu definieren glauben, was immer schon zu sein hatte und weil es ein praktisches Druckmittel ist. Für die anderen, weil so klarer wird, dass der Kram weg muss. Deshalb hängen wir auch gleich die ganze Glaubwürdigkeit der Lebensform schwuler Priester und Ordensleute (Warum eigentlich vor allem schwuler?) nun an diesen Faden. Der Ausgang ist dann klar, weil sich nämlich eh keiner mehr daran hält – Woran? Na, an die Asexualität, pardon, den Zölibat! Anderswo ist das ein Sport und heißt Tontaubenschießen. Emanzipatorisch ist diese Position nicht wirklich, nicht jedenfalls für die Tontauben – eine andere als die vorgeschriebene Abschuss- respektive Flugbahn ist nicht vorgesehen.

Über den Zölibat wird viel geredet: In amtlichen Dekretierungen, aus journalistischer Außenperspektive und der des Dorfklatsches, aus der Perspektive von Therapeuten ausgebrannter Priester und aus dem Rückblick derer, die das Priestertum aufgegeben haben (oder mussten), wegen des Zölibates, wie man sagt. Es gibt eine Leerstelle: Die reflektierte Selbsterfahrung derer, die ihn zu leben versuchen. Sie kann derzeit auch nicht gefüllt werden: Nicht in einem autoritären System, das nur Bekenntnisse in den vorgesehenen Stereotypen zulassen würde, und nicht unter dem Druck der einzigen Frage, auf die sich die ganze Sache zu verkürzen scheint und die einem geil aus allen Augen entgegenblitzert: »Hat er nu oder hat er nich?« Aber es scheint sie auch niemand zu vermissen. Was damit verschwindet, ist die Wahrnehmung des Zölibats als eines Elements einer Lebensform, die in einem ganzen Leben ausgefüllt und persönlich zum Leben geweckt werden muss, und die sich als gelebte wohl nicht weniger verändert hat als die Lebensformen rings umher.

Es geht mir – wie man hoffentlich schon gemerkt hat – nicht um die Verteidigung des Pflichtzölibates als Ausschlussgrund, disziplinarisches Mittel und verordnete Regel. Matthias Drobinski schildert vielmehr sehr treffend das Scheitern eines Ideals, das sich eben nicht auf den »Zölibat« reduzieren lässt. Er nennt es das des »heiligen Außenseiters«: gehorsam, arm und keusch. Dieses Ideal kollabiert – so analysiert er m.E. völlig zurecht – an der Realität von Erwartungen, die den Priester als Manager, Arbeitgeber etc. fordern. Aber wenn dem so ist, dann wird auch die Lösung des Problems nicht ganz so eindimensional aussehen können.

Persönliche Zugänge

Der Zölibat ist also für lesbische Frauen und schwule Männer ein Element einer Lebensform. Sie haben sich – und auch darin nicht anders als andere lesbische und schwule Menschen – eben mehr oder minder bewusst für dieses andere Modell entschieden als die Modelle, die uns eine schwule Szene in der Öffentlichkeit zeigt, sich zunehmend mehr als Elite und Trendsetter einer liberalen Konsumgesellschaft verkaufend. Vom Ideal einer Lebensform zu sprechen ist zur Zeit nicht leicht: Wer von Treue und Partnerschaft spricht, muss sich gleich die hohen Trennungszahlen unter die Nase halten lassen, wer anfängt über Liebe, Sexualität oder Zuneigung (?) – ich bin da nicht gerade Fachmann – in promiskuen Beziehungen zu sprechen, bekommt vermutlich sofort alle möglichen Vorurteile um den Kopf gehauen. Die, welche nichts probieren, haben immer Recht. Utopien machen uns angreifbar, weil man uns immer unser Scheitern wird vorhalten können. Ideale in Lebens- und Beziehungsformen werden dann tödlich, wenn wir uns als Verteidigung eine Perfektion abverlangen, die wir nicht besitzen. Aber als Utopien, als Leitsterne am Himmel sind sie unerlässlich, wo wir nicht im Lehnstuhl des früh verknöcherten Zynikers landen wollen, der sagt: »Das hab ich immer schon gesagt, dass das nicht geht.« Und wir dürfen nicht aufhören, über unsere Ideale zu reden, sonst sterben sie, das ist meine Überzeugung.

Was könnte also die Utopie hinter der Lebensform sein, deren Teil der Zölibat ist? Es geht um drei Gelübde und wesentlich auch um das wofür, besser für wen! Es geht um ein Leben als solidarischeres Leben mit anderen Menschen, vor allem auch mit den Ausgegrenzten; es geht um ein Leben, das aus Beziehungen und aus der Einsamkeit die Kraft schöpft, immer wieder die Exklusivität persönlicher Beziehungen zu sprengen. Es geht um eine Gemeinschaft, in der ich mir die Menschen nicht selbst schnitze, mit denen ich teile, was wir können und haben, aus einer gemeinsamen Leidenschaft heraus. Es geht um ein Leben, das aus freiwillig gewähltem Gehorsam beides schöpfen kann, die Fähigkeit zum Dienst und die Kraft zum Widerstand. Wahrscheinlich leben die meisten von uns, lebe ich all das wirklich nicht sehr glaubwürdig. Immerhin, ich kann auf Menschen bauen, denen es ge-

lingt, so dass die Welt um sie offener wird und hoffnungsvoller, gerade für solche Menschen, die sonst keiner wahrnimmt.

Mich selbst treibt diese Lebensform an, sie hält mich wach, auch durch Abschied und Trauer, sie gibt mir Raum für Lebensmöglichkeiten, die ich mir früher nicht einmal zu träumen gewagt hätte, sie hat mich mit beschämend viel Liebe beschenkt und bricht immer wieder meine Verknöcherungen auf, auch wenn das weh tut. Diese Lebensform hat immer noch die Stärke einer lebbar Alternative und Utopie, sofern man ihr den Raum lässt, sich als lebbar zu entwickeln, sie nicht als ästhetischen Lebensentwurf früherer Jahrhunderte musealisiert und ihren Ruin nicht im Beharren auf Herrschaftsansprüchen oder als ideologisches Bauernopfer in Kauf nimmt. Zumindest für einen Priester hat sie auch beängstigende Potentiale der Versuchung: Fremd- und Selbstausbeutung, Abschottung von der Wirklichkeit, Verwahrlosung, Machtgier, Zynismus ... Es braucht gesunde und stabile Beziehungen, um diese Lebensform leben zu können.

Die priesterliche Lebensform als gelebte Utopie und die Glaubwürdigkeit des europäischen Christentums

Der Zölibat ist also ein Element eines Weges, der auszubuchstabieren versucht, wie eine jesuanische Option aussehen könnte, als Option für teilende Geschwisterlichkeit statt Eigenabsicherung, für gesellschaftliche Gestaltung durch Dienen, für persönliches Wachstum durch vertrauensvolles Sich-ausder-Hand-geben, für Liebe, welche die Kraft hat, über die Exklusivität persönlicher Lieben hinauszuwachsen in eine radikale, schrankenlose Offenheit zu anderen Menschen. Anderen Lebensformen stellt sich als christliche dieselbe Herausforderung anders.

Ogleich zum Symbol »jungfräulicher« bzw. »engelgleicher Reinheit« entpolitisiert, in Deutschland ein Erbe des romantischen Abwehrkampfes gegen die Aufklärung bei gleichzeitiger Selbstausslieferung an den Kapitalismus, hat der Zölibat als letztes der drei Gelübde bis heute die Kraft zum öffentlichen Ärgernis und bleibt im Fokus des Konfliktes um das Priesteramt: Offenbart das Festklammern am Pflichtzölibat diesen Rest einer Lebensform als letzte noch erkennbare Profilmарke eines ansonsten zum kleinbürgerlichen, autoritären Beamtentum verkommenen Berufs- und Berufungsmodells? Zeigt sich umgekehrt nicht in der Vehemenz der Angriffe, die nicht nur den Zölibat als Pflicht abschaffen, sondern ihn auch als zeitgemäße und lebbar Lebensform diskreditieren wollen, dass er als Lebensform der Priester tatsächlich eine letzte Barriere darstellt, auf dem Weg zur professionell-arbeitsteiligen Hauptamtlichenkirche nach dem liberalen Muster der Arbeitswelt?

In »kurz und gut« argumentiert Michael Brinkschröder mit einer »psychischen Realität«, um aus Herrn Udo Ziesel (?) doch noch einen echten Priester und Benediktiner machen zu können. Die Argumentation gipfelt im

Schluss, dieser – amtlich gesehen – Nicht-Priester sei auch nicht weniger Priester als all jene anderen Priester, die den Zölibat nicht halten, obwohl sie ihn geschworen haben. Zur Frage, wie fair es ist, die ganze Frage priesterlicher Legitimität am Watschnbaum des Zölibats aufzuhängen, ist alles gesagt. Ich will auch nicht auf der Frage von psychischen Realitäten herumreiten: Ab einem gewissen Alter und einer gewissen Dimension sind sie nämlich tatsächlich Fragen der Justiz oder aber der Medizin. Ich konstatiere nur die dann konsequente Schlussfolgerung: Priesterliches Amt und Ordensleben sind so gesehen primär individuell-ästhetische Projekte. Wer sich als Priester oder Ordensmann/Ordensfrau fühlt, soll es sein!?

Ich weiß nicht, ob hier nur der Eifer die Zügel schießen ließ. Trotzdem möchte ich dem entgegenhalten:

1. Die Glaubwürdigkeitskrise der Kirche in Europa ist zunächst die Leitungskrise eines autoritären Systems. Zu einem Obrigkeitsstaat gehören aber auch Untertanen. Nicht emanzipatorisch ist also für mich eine Position, die angesichts der Misere von Amt und Kirche nur die Frage des Zutritts zum Amt thematisiert. Als emanzipatorische Position empfinde ich dagegen, nicht auf die Lösung der Probleme zu warten, die nur durch die Leitung gelöst werden können, sondern selbst den »Ausgang aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit« zu wagen.

2. Die Krise der Glaubwürdigkeit der christlichen Kirchen in Europa besteht im Grunde in der kraftlosen Selbstausslieferung an ein herrschendes Gesellschaftsmodell. Die hochsubventionierte Staats- und Hauptamtlichenkirche in Deutschland hält die Gemeinschaft der Gläubigen abhängig und bewegungslos am Tropf der Institutionen Staat und Amtskirche. Wo keine selbstfinanzierten und selbstverwalteten Projekte gewagt werden, muss der resignative Eindruck entstehen, man habe nur die Wahl zwischen bleiben und sich ducken oder austreten und ganz gehen. Emanzipation bestünde in meinen Augen darin, bestehende Freiheitsräume auszufüllen und neue zu finden, ohne sich in die Nische einer deutschen Sonderkirche abdrängen zu lassen.

3. »Der Zölibat muss weg« ist eine kraftlose Position, weil sie keine Vorschläge macht, wie eine – oder meinetwegen auch alternative – Lebensformen von Priesterinnen und Priestern in den Kirchen aussehen könnten, wenn sie nicht einfach zu kirchlichen Staatsbeamten werden sollen. Weil es einen Zusammenhang gibt zwischen dem priesterlichen Dienst für die Gemeinschaft und dem allgemeinen Priesteramt in der Gemeinschaft und weil es dabei um den Entwurf glaubwürdiger Alternativen des Zusammenlebens geht, kann die Gemeinschaft es nicht dem individuellen Befinden des einzelnen Priesters oder der einzelnen Priesterin allein überlassen, wie sie das Priestertum als Lebensform füllen wollen. Weil sie es nicht schafft, glaubwürdige Lebensformen zu entwerfen und zu füllen, die mehr sind als professionell

erledigte Arbeitsverhältnisse, ist die Hauptamtlichenkirche – ob mit Klerikern oder Laien als Vertreter/Innen – so entsetzlich unattraktiv und langweilig!

4. Umgekehrt bedeutet der Zusammenhang zwischen der kirchlichen Sendung und der Lebensform ihrer Dienste auch, dass die Gemeinschaft der Christinnen nicht auf die Bereitschaft der Amtsträger warten muss, um selbst Modelle einer radikalen christlichen Sendung zu experimentieren, die das Feld rein individueller Lebensführung verlassen. Ich meine dies in der Art, wie sich in Lateinamerika das Leben von Basisgemeinden und Ordensleuten/Priestern gegenseitig befruchtet hat zu einem emanzipatorischen Aufbruch, der seinen Namen verdient. Die Frage nach unserer christlichen Sendung und Lebensform, repräsentiert in der Lebensform unserer Dienste, ist viel zu wichtig, um sie allein den Machthabern, der akademischen und journalistischen Analyse und dem individuellen Belieben zu überlassen. Sie ist eine Frage, wes Geistes wir sind, eine wirklich spirituelle Frage.

The heel, Anacharsis Cloots 2004